

ЧАСТЬ II.
ЯЗЫКОВОЕ ПОВЕДЕНИЕ В РАЗЛИЧНЫХ ВИДАХ
ДИСКУРСИВНЫХ ПРАКТИК
SPRACHVERHALTEN IN VERSCHIEDENEN
DISCOURSE-PRAKTIKEN

Wolf, Norbert Richard
Zerstört die Medienkultur die Sprachkultur?¹⁸

Вольф Норберт Рихард
Разрушает ли культура СМИ культуру языка?

В статье в дискуссионном аспекте рассматриваются актуальные проблемы взаимовлияния и сохранения традиций языка новейших СМИ, интернета и культуры речи, чтения и письма.

In einem Englisch-Lehrbuch für Erwachsene (Morris/Schmid 1999, S. 50f.) finden wir auch eine Lehreinheit mit dem Titel „Mouse Potatoes“. *Mouse Potatoes* ist, wie wir unter der Überschrift „The information revolution“ erfahren, eine Neubildung im Anschluss an *couch potatoe*; mit diesem Wort wird eine Person bezeichnet, *who spends a lot of time watching TV rather than being active*. Und dann wird die Frage gestellt: *Is the information revolution making couch or mouse potatoes of us all?* Es wird also voraus gesetzt, dass es eine ‚Informationsrevolution‘ gegeben hat, die unser alltägliches Verhalten ändern kann und möglicherweise geändert hat. Und dann werden zwei Professoren - bei einem solchen Thema können nur Professoren die Gewährsleute sein - abgebildet und zitiert, wie sie zu dem Votum „The house believes that the internet is doing more harm than good“ Stellung nehmen. Damit wissen noch einmal mehr: Die ‚Informationsrevolution‘ ist durch das Internet zustande gekommen, und das Internet kann unterschiedlich bewertet werden, was ja, wie wir alle wissen, auch tatsächlich der Fall ist.

Und dann kommt Bennet zu Wort, der im Sinne der These vier Argumente anführt:

* Норберт Рихард Вольф, университет Вюрцбурга

© Вольф, Норберт Рихард, 2003.

¹⁸ Vortrag im Rahmen des Studium Generale der Universität Würzburg am 01. Juli 2003.

1. Die Gesellschaft zerfällt wegen des Internets.
2. Die neue Technik ist gefährlich, vor allem für Kinder.
3. Die neue Technik zerstört unsere Kultur.
4. Sie ist eine elitäre Technik.

Dem setzt Professor Nightingale entgegen:

1. Der Zugang zum Internet erweitert unseren Horizont.
2. Das Internet bringt die Kulturen zusammen.
3. Es trägt zur Verbesserung der medizinischen Versorgung bei.
4. Es hilft, den Stress in unserem Leben zu reduzieren.

Diese Unterrichtseinheit ist für uns deshalb interessant, weil das Unbehagen an den neuen Medien bzw. die Debatte darüber für die Autoren des Lehrwerks so weit verbreitet ist, dass sie meinen, dieses Material auch für den Fremdsprachenunterricht verwenden zu können. An dieser fiktiven Debatte können wir eine Diskussion nachvollziehen, die seit einiger Zeit in der Öffentlichkeit teilweise geradezu heftig wogt.

In seiner ausführlichen Wortmeldung erläutert Professor Bennet die Details seiner Stellungnahme (Morris/Schmid 1999, S. 107); darunter ist zu hören:

- Die Kunst der Konversation und des Briefeschreibens ist tot.
- Die Kommunikation, sowohl zu Hause als auch auf dem Arbeitsplatz, wird immer unpersönlicher.
- Wir sprechen nur noch, wenn es notwendig ist, und nicht mehr, wenn wir unsere Bewusstseinsinhalte mit jemandem teilen wollen.

Auf diese Weise meint unser Kollege Bennet zu belegen, warum und wie „unsere Kultur“ durch das Internet „zerstört“ wird, und er bezieht sich dabei in erster Linie auf die ‚Sprachkultur‘. Dabei fällt als erstes auf, dass das Wort *Kultur* in Bennets Äußerungen in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet wird (wobei es in unserem Zusammenhang irrelevant ist, dass Professor Bennet im Original Englisch spricht). *Kultur* bedeutet in der Alltagssprache die „Gesamtheit der geistigen, künstlerischen, gestaltenden Leistungen einer Gemeinschaft als Ausdruck menschlicher Höherentwicklung“ (Duden 2000), und wenn man meint, beklagen zu müssen, dass *unsere Kultur zerstört* werde, dann befürchtet man, dass eben diese Gesamtheit der besonderen menschlichen Leistungen bald ihr Ende finden werde.

Wenn wir allerdings von ‚Sprachkultur‘ sprechen, dann meinen wir nicht die allgemeine Bedeutung von Kultur, wie sie soeben zitiert worden ist. *Sprachkultur* ist nicht die ‚Gesamtheit der sprachlichen Leistungen einer Gemeinschaft‘. Der Terminus *Sprachkultur* ist eine Übersetzung aus dem Russischen («культура языка»); der Begriff wurde zunächst in der sowjetischen und tschechischen Sprachwissenschaft entwickelt und dann

von der DDR-Linguistik ins Deutsche gebracht. Damit bezeichnet man „alle Bemühungen um die systematische Pflege und Lehre von Sprache“; damit zielt man besonders auf die ‚Standardsprache‘, vor Allem auf „ihre Norm und ihre Kodifizierung“; die „bewußte Pflege“ der Standardsprache „ist hauptsächlich die Aufgabe der Linguisten, der Sprachlehrer und Schriftsteller, die dabei zusammen wirken sollen“ (Ammon 2000). *Sprachkultur* kann dann auch das Ergebnis des sprachpflegerischen Bemühens bezeichnen und bedeutet so die „kultivierte Normativität mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs“ (Lewandowski 1985, S. 982f.). Sprachkultur ist heute im Munde vieler, eine kurze Anfrage in der Suchmaschine Google am 24. Juni 2003 um 14.25 ergab ungefähr 4.610 Treffer in 0,24 Sekunden. Es „existieren weit über hundert Gesellschaften und Vereinigungen, denen die Förderung der Sprachkultur am Herzen liegt, darunter beispielsweise die Deutsche Gesellschaft zur Rettung des Konjunktivs, die Legasthenie-Beratungsstelle der Universität Aachen und das Wissenschaftskolleg zu Berlin“ (Klein 2003).

Und gerade von solchen Vereinigungen ich möchte hier keiner einzigen die Ehre der vorzeitigen Nennung antun - wird häufig und gerne beklagt, dass der „Bereich *Computer und elektronische Kommunikation*“ das „Einfallstor“ (Schlobinski 2001, S. 240) zahlreicher überflüssiger Anglizismen sei. Mit anderen Worten, es wird befürchtet, wenn nicht schon prognostiziert, dass die Medienkultur die Sprachkultur zerstöre, und die Anglizismenflut sei nur ein Symptom dafür.

Daneben aber ist gerade das Schreiben eine sprachkulturelle Tätigkeit, das in jeder Gesellschaft in hohem Ansehen steht. Das zeigt sich schon darin, dass die Schriftlichkeit viel stärker normiert ist als der mündliche Sprachgebrauch, und dies betrifft nicht nur die Orthografie, sondern überhaupt die Textgestaltung im weitesten Sinn. Hier hört man oft den Vorwurf an den Computer und an Computerverwender, dass durch die neue Technik in den Texten Orthografie, Grammatik und Stil viel schlechter geworden seien, dass z.B. die alte Kunst des Briefeschreibens kaum noch zu finden sei.

Im Anschluss an Orwells immer noch beklemmenden Roman ‚1984‘, wo die neue offizielle und von oben genau geplante Sprache *newspeak* genannt wird, spricht man im englischen Sprachraum bisweilen auch von *netspeak*, wodurch das Gefährliche und gleichzeitig Bedrückende der neuen Sprachform betont werden soll (vgl. Crystal 1991, S. 17f.).

Wir sind damit bei der dritten Bedeutung von *Kultur* angekommen. *Kultur* ist auch ein Fachwort der ‚Kulturwissenschaften‘ und bezeichnet hier das Repertoire von „Traditionen [...], die eine Generation an die nächste“

weiter gibt, „und zwar nicht auf dem Weg über die elterlichen Gene, sondern dadurch, dass die Jüngerer von ihren Eltern und Gefährten“ lernen, „wie man bestimmte Dinge macht“ (Harris 1996, S. 65). Die meisten Medien der gesellschaftlichen Kommunikation sind solche Traditionen, so etwa die Schrift überhaupt, die ja eine der größten Errungenschaften menschlicher kultureller Tätigkeit ist. Durch die technischen Möglichkeit der Massenkommunikation kommt es zu Leitmedien. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde im Buchdruck die erste Technik zur Entwicklung eines solchen Leitmediums erfunden, und über Jahrhunderte waren der Buchdruck und das Buch das Leitmedium kultureller Massenkommunikation.

Heute erleben wir wiederum einen revolutionären Wandel: „Wir verlassen die Gutenberg-Galaxis, um ins digitale Zeitalter einzutreten.“ (Gauron 1998, S. 25) Die so genannten ‚neuen Medien‘ treten an die Seite des Buches, und schon mehrfach ist die Befürchtung geäußert worden, dass das Buch von den ‚neuen Medien‘ verdrängt werde. Ein Medium in diesem Sinn ist „Einrichtung, organisatorischer u. technischer Apparat für die Vermittlung von Meinungen, Informationen, Kulturgütern“ (Duden 2000). Bücher dienen und dienen dazu, sprachliche Meinungen und Informationen, Sprachkunstwerke und andere sprachliche Kulturgüter zu tradieren und zu archivieren und somit für die Nachwelt zu erhalten. Deshalb sind gerade das Buch, aber auch andere gedruckte Medien ebenfalls Resultate und Träger von Sprachkultur, sodass wir unsere Titelfrage auch auf diesen Medienbereich ausdehnen müssen.

Ich möchte also die Titelfrage durch drei Teilfragen realisieren:

1. Sind die neuen Medien tatsächlich das Einfallstor für viele, für zu viele Anglizismen?
2. Geht eine Basisqualifikation, nämlich das Verfassen von Texten ganz unterschiedlicher Art verloren? Ist, um ein Beispiel zu erwähnen, der Brief eine sterbende Textgattung?
3. Besteht wirklich die Gefahr, dass das Buch seine führende Rolle als kulturelles Medium abgeben muss, und sind die neuen Medien imstande, das Buch als Leitmedium zu ersetzen?

1. Sind die neuen Medien tatsächlich das Einfallstor für viele, für zu viele Anglizismen?

Im Jahre 2000 erschien aus der Feder des Dortmunder Professors für Wirtschafts- und Sozialstatistik Walter Krämer, der auch Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache ist, ein „populäres Lexikon“ unter dem Titel „Modern Talking auf deutsch“. Dem Klappentext entsprechend, „zeigt“ der Autor, „satirisch überspitzt, aber mit durchaus ernstem Hintergrund“,

dass „Denglisch auf dem Vormarsch“ sei, und demonstriert auf diese Weise, „wie die deutsche Sprache systematisch verhunzt“ werde; der sprachpflegerische, in Sonderheit der puristische Ansatz wird deutlich formuliert. Das ganze ist in der Art eines Wörterbuch gemacht. Das zweite Stichwort lautet *access* (Krämer 2000, S. 7): *access*

Der Zutritt zum Internet (cyberspace). Geschieht mittels dial-up-connection durch einen provider oder on-line-service unserer Wahl (of our choice). Für das einloggen sowie für gewisse access privileges ist ein pass-word (Paßwort) nötig, sonst wird der access denied.

Der point, an dem ein access stattfindet, heißt auch access point. Auch jenseits des cyberspaces gibt es access points: „Mit Blick auf die Öffnung der europäischen Finanzmärkte durch die European Investment Directive hat die Deutsche Börse weitere Schritte zur Internationalisierung getan und am 20. 02. 1996 den Access Point London in Betrieb genommen.“ Lit.: *DTB Reporter*, März 1996.

Walter Krämer macht hier (und in den meisten anderen Artikeln in diesem Buch auch) etwas, was Sprachpfleger und Puristen sehr häufig und sehr gerne machen. Er konstruiert einen Text mit so vielen ‚Fremdwörtern‘ wie sie in der Wirklichkeit höchstens ganz selten vorkommen. Er zielt damit auf Erfahrungen, die viele gerade in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit gemacht haben: Denken wir nur daran, dass eine Zeitlang auf Telefonrechnungen nicht mehr von Orts- und Ferngesprächen die Rede war, sondern von *Local* und *International calls*. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Deutsche Telekom auf diese Weise hohe Preise verschleiern wollte, weil sie damit rechnete, dass diese Bezeichnungen unverständlich seien. Andererseits will die Deutsche Bahn international erscheinen, wenn sie ihren Auskunftsschalter jetzt *Service Point* nennt, und sich ein globales *Image* verleihen. Und der Bereich der neuen Medien gilt, wie schon gesagt, als besonders anfällig für Anglizismen.

Doch schon das Zitat, dass Walter Krämer dann aus dem ‚DTB-Reporter‘ bringt, sieht schon ganz anders aus als der ‚satirisch überspitzte‘ Text. Hier kommen nur zwei Anglizismen, wovon zumindest der erste geradezu der Name eines Dokuments sein dürfte. Und auch der zweite Anglizismus, der *Access Point London*, referiert auf einen Ort im englischen Sprachraum. Mit anderen Worten, Walter Krämer, schafft zuerst das Objekt, das er dann mit seiner satirischen Kritik vernichten will. Dass dies nicht ganz gelingen will, liegt - dies sei ganz nebenbei erwähnt - an der mangelnden Sprachkultur des Mächtigersatirikers. Nur mit Übertreibungen, ohne Humor und ohne die Fähigkeit, indirekt zu sprechen (besonders diese Fähigkeit ist für einen Satiriker unerlässlich) ist keine

Satire zu schaffen, und dies erklärt das Scheitern Krämers; vgl. noch ein Beispiel (Krämer 2000, S. 253): zero

Heute vergessene Comicfigur: Zero, der Rächter der Enterbten. Diese Art von ‚Satire‘ rächt und richtet sich selbst.

Der ‚Verein Deutsche Sprache‘ ist auch noch auf andere Weise puristisch aktiv. Im Jahre 2002 bot er auf seiner Homepage eine Anglizismenliste an, die man als PDF-Datei herunterladen konnte (VDS 2002). Auch hier geht es um Sprachkultur, wie im Vorwort ausgedrückt wird (VDS 2002, S. 2): „In der Zielsetzung, die deutsche Sprache als eigenständige Kultursprache zu fördern und zu erhalten, wendet sich der VDS gegen ihre Verdrängung durch das Englische. Welches Ausmaß diese Entwicklung bereits angenommen hat, wird auf der VDS-Leitseite realistisch dargestellt, auch welche Anstrengungen der VDS unternimmt, um dieser Entwicklung entgegenzuwirken. „

Der VDS fühlt sich aber auch in der Pflicht, seinen 13.000 Mitgliedern und den vielen Bürgern in unserem Lande, die Orientierung suchen oder sich dieser Entwicklung widersetzen wollen, ein Werkzeug an die Hand zu geben, das ihnen Hilfe anbietet, Alternativen zu der um sich greifenden Unsitte zu entwickeln, aus der eigenen Sprache zu desertieren.

Wir sehen die Zielsetzung und Stoßrichtung des Vereins ganz deutlich:

1. Deutsch ist eine eigenständige Kultursprache (was immer eine „eigenständige“ Kultursprache auch ist).
2. Diese Kultursprache bzw. der Status des Deutschen als Kultursprache ist gefährdet.
3. Der VDS hat diese Entwicklung erkannt und wendet sich dagegen.
4. Er tut dies, indem er Hilfestellung sowohl „seinen 13.000 Mitgliedern und den vielen Bürgern in unserem Lande, die Orientierung suchen oder sich dieser Entwicklung widersetzen wollen“, anbietet.
5. Man darf nicht aus der eigenen Sprache desertieren; mit diesem negativ konnotierten Verb wird der Gebrauch von Anglizismen bezeichnet.

Und der Verein zeigt schon in diesem kurzen Textausschnitt, wie er das machen will. Anglizismen sind überflüssig, sind vermeidbar, und der Verein bietet Alternativen an. Das Vorwort spricht, gewissermaßen vorbildlich, u.a. von der „VDS-Leitseite“ und meint damit die Homepage des Vereins. In der Anglizismenliste finden wir dann unter dem Stichwort *homepage* folgende Einträge: Startseite | Anfangs-, Begrüßungs-, Leitseite, Netzpräsenz (*im Internet*).

Zunächst fällt auf, dass der ganze Text in Arialschrift gesetzt ist, wodurch der Eindruck von ewig Gestrigen vermieden und dagegen das ganze als modernes zeitgemäßes Unternehmen dargestellt werden soll, wozu

serienlose Schriften besonders geeignet erscheinen. Wichtiger aber ist, dass das Stichwort *homepage* klein geschrieben ist, wodurch signalisiert wird, dass dieses Wort noch nicht ins Deutsche integriert worden ist und auch nicht integriert werden darf. Demgegenüber ist der Anglizismus *Internet* orthografisch eingedeutscht, dies auch mehrmals im Vorwort und in der Einleitung zur Liste. Andererseits enthält auch die Anglizismenliste das Stichwort *internet* mit den deutschen Entsprechungen: Internetz, Netz.

Dabei fällt auf, dass diese Verdeutschungen in der Liste nicht verwendet werden, sondern dass hier immer der erläuternde Zusatz *im Internet* zu finden ist, dies etwa bei den Stichwörtern *ad click*, *ansurfen*, *browser*, *chat café*, *cookie*, *e-mail*, *ansurfen* ist, wie wir durch das Präfix *an-* sehen, wortbildungsmorphologisch schon teilweise in die aufnehmende Sprache integriert. Die Alternativen für *browser* sind schlicht und einfach unverständlich: Navigator, Netzöffner (*Darstellungs/Zugangsprogramm für Datenhaltungssysteme, auch Standorte im Internet*).

Spätestens an dieser Stelle stoßen wir auf ein Phänomen, das Hüter der Sprachkultur, die die Sprache zwar zu lieben meinen, sie letztlich aber nicht kennen, gerne und fast immer übersehen: Im Bereich der neuen Medien haben Anglizismen häufig den Charakter und die Funktion von Fachwörtern. Jeder, der sich ein wenig mit dem Internet oder mit dem Dateiformat HTML beschäftigt, weiß, was ein Browser ist, und er bedarf keiner weiteren erläuternden Zusätze. Im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstammten Fachtermini gerne den klassischen Sprachen Griechisch oder/und Latein, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist die Vorherrschaft des Englischen besonders in neuen Disziplinen immer stärker geworden.

Die möglicherweise gut gemeinten Eindeutschungsvorschläge müssen scheitern, denn sie nehmen den Anglizismen ihren Fachwortcharakter, sodass die neuen Wörter für Fachleute in der Fachkommunikation unbrauchbar und für so genannte Laien von vorneherein unverständlich werden. Eindeutschungen wie:

Browser	Stöberer
E-Mail	Drahtpost
Mousepad	Mausmatte
World Wide Web	weltweiter Wälzer

(vgl. Schlobinski 2001, S. 240) erinnern an die barocken Versuche, Latinismen wie *Nase*, *Kloster* oder *Revolver* durch *Gesichtserker*, *Jungfernzwinger*

und *Meuchelpuffer* zu ersetzen. Dazu kommt, dass mit *Jungfernzwinger* oder mit *Drahtpost* nicht der ganze Sachverhalt vollständig bezeichnet wird, da es ja immer auch Männerkloster gegeben hat und wir heute schon vom drahtlosen Internet sprechen.

Eine Reihe von empirischen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen, insbesondere mehrere Arbeiten des Hannoveraner Linguisten Peter Schlobinski, haben gezeigt:

— Von "einer Überflutung oder gar Kolonisierung zu sprechen, ist angesichts der empirischen Befunde völlig überzogen" (Schlobinski 2001, S. 255). Gerade die Beobachtungen des alltäglichen Sprachgebrauchs ergeben ein ganz anderes Bild.

— "Anglizismen als Ausdrücke einer Fremdsprache werden als Ausdruck des Fremden bewertet und sprachpolitisch funktionalisiert. Dies schlägt sich nieder in Begriffen wie *unrein*, *gesunder Sprachpatriotismus*, *Eindämmung* auf der einen Seite und *Schimpansensprache*, *Invasion* auf der anderen Seite." (Schlobinski 2001, S. 255f.) Dies konnten wir ja auch bei dem Verb *desertieren* beobachten.

Da wir ja aus der eigenen Geschichte wissen, dass Deserteure nicht die schlechtesten Menschen sein müssen, sollten wir vorsichtig sein, wenn uns jemand eine reine, 'eigenständige' deutsche Kultur ohne Einflüsse anderer Kulturen verordnen will und alles andere für moralisch verwerflich hält. Sprachkritik kann letztlich keine Moralkritik sein; es gibt keine schlechten Wörter, sondern es gibt nur Menschen, die Wörter und Sprache überhaupt in schlechter Absicht verwenden.

2. Geht eine Basisqualifikation, nämlich das Verfassen von Texten ganz unterschiedlicher Art verloren? Ist, um ein Beispiel zu erwähnen, der Brief eine sterbende Textgattung?

In einem Benimmbuch 'Die gute Umgangsform im Beruf, in Gesellschaft und auf Reisen' aus dem Jahre 1979 ist gleich am Anfang des Kapitels "Rund um den Schreibtisch. Das rechte Wort zur rechten Zeit" zu lesen (Graudenz 1979, S. 178): "Es gab eine Zeit, da war der gut geschriebene, sorgfältig durchdachte, ausführliche Brief eine regelmäßige, willkommene und gepflegte Lebensäußerung. Der Briefwechsel vergangener Zeiten hat die Literatur um unzählige Bande bereichert, und wenn wir in ihnen blättern, überfällt uns vielleicht leichte Trauer wegen der unwiderruflich vergangenen Beschaulichkeit, die aus der damaligen Korrespondenz sprach."

Es ist kein Zufall, dass das Kapitel über das Schreiben von Briefen mit einer *laudatio temporis acti* beginnt: der erste Satz beginnt fast märchenhaft mit dem Verweise auf eine unbestimmte ferne Vergangenheit.

Das Präteritum *gab* ist, wie Hennig Brinkmann (1971, S. 335) es formuliert hat, „das Tempus der Erinnerung“, und Erinnerung ist für ihn eine „Einstellung des Menschen“. In dieser Erinnerung gab es eine „gut geschriebene, sorgfältig durchdachte, ausführliche“ Form der „Lebensäußerung“. Dekuvrierend ist, dass dann gleich betont wird, dass es viele Bände von solchen Äußerungen gibt; Wert hat nur das, was sich in ausreichendem Maße materialisiert hat. Wenn man in die Gegenwart blickt, dann „überfällt“ einen „Trauer“.

Zum ‚echten‘ Brief gehört - resp. gehörte - auch das adäquate Äußere; ziehen wir noch einmal unseren *arbitrarius elegantiarum* zu Rate (Graudenz 1979, S. 179): „Briefpapier und Briefkopf vermitteln dem Empfänger ein erstes Bild jenes Menschen, der ihm schreibt. Je schlichter und unauffälliger die äußere Aufmachung, desto erfreulicher dieser Eindruck. Und damit verbieten sich auch schon alle Extravaganzen wie Goldrand, farbiges Papier und betörendes Parfüm (sie sind höchstens im tatsächlichen, keineswegs aber mehr im vermeintlichen Backfischalter entschuldbar).“

Es gibt also auch das ‚klassische‘ Briefideal der ‚edlen Einfalt und stillen Größe‘, das der Autor des Benimmbuches in einem Kapitel, das die Funktion eines ‚Briefstellers‘ zugeteilt bekommen hat, darlegt. Der ‚Briefsteller‘ ist nach literaturgeschichtlichem Verständnis ein „Lehrbuch-Typ des 17. bis 20. Jhs.“, der „mit Hilfe von Stilgrundsätzen und -regeln [...] die stilistisch adäquate und sozial zulässige Form von Briefen von allen gesellschaftlichen und geschäftlichen Anlässen lehrt“ (Nickisch 1997, S. 257). Es geht also beim Briefsteller wie beim Benimmbuch letztlich um soziale Normen, die verbindlich formuliert werden und, wie es im Titel des Benimmbuches heißt, „im Beruf, in Gesellschaft und auf Reisen“ gelten. Heute werden solche Normen, wie gesagt, gerne zusammen mit einer wehmütigen *laudatio temporis acti* formuliert. Wenn wir uns dann die Musterbriefe genauer ansehen, dann möchten wir gerne in diese Wehmütigkeit einstimmen (Beispiel aus Graudenz 1979, S. 182):

Sehr verehrter Herr Professor,

(Brieftext)

Ich bin, sehr verehrter Herr Professor, mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung

Ihr
Ferdinand Schulz

Ich bin seit 1976 Professor und habe noch keinen einzigen derartigen Brief bekommen. Darf man, nicht nur als Professor, deshalb depressiv werden und an den Verfall der Sitten und der Sprachkultur glauben?

Die professorale Depression könnte sich heutzutage angesichts der Tatsache, dass gerade Studierende viel weniger Briefe, dafür umso mehr E-Mails schicken, noch verstärken:

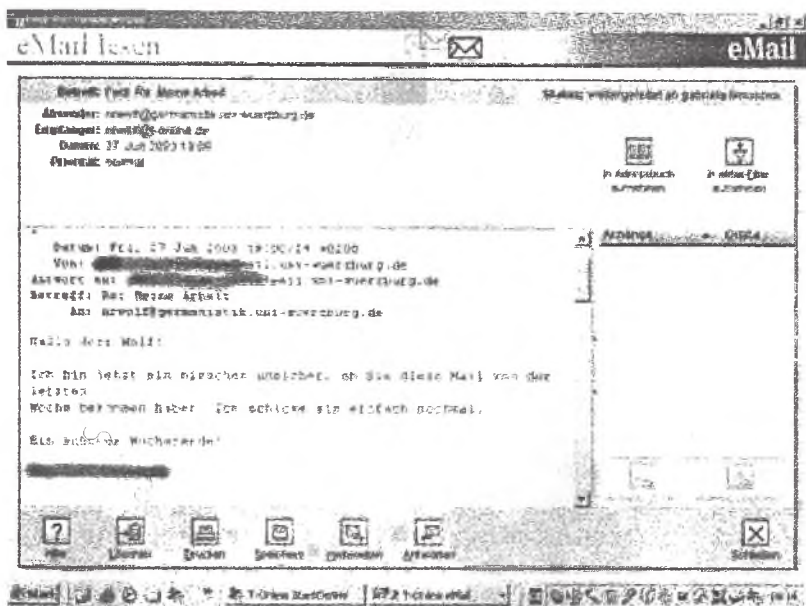


Abbildung 1.

Für Briefe, vor allem für offizielle oder für solche an offizielle Personen, gelten ziemlich strenge Regeln, die sogar in einer DIN-Norm kodifiziert sind. Links unterhalb des Briefkopfes steht die Anschrift des Briefempfängers, rechts davon das Datum. Die Anschrift hat in der Regel einen festen Platz, damit Fensterumschläge verwendet werden können. Ein Stück unter der Anschrift steht die Betreffzeile, wobei die DIN-Norm 5008 festgelegt hat, dass „das Wort *Betreff* nicht mehr geschrieben“ (Klosa 1997, 144) wird. Darauf folgen die Anrede, der Brieftext und schließlich die abschließende Grußformel und die Unterschrift.

Dieses Formular gilt für ein E-Mail nicht. Mit kleinen Varianten sehen

alle Programme bzw. Netzbetreiber ein festes Schema vor, das als ‚Maske‘ auf den Bildschirm kommt und in das man alles Nötige und Gewünschte einträgt. Variationsmöglichkeiten gibt es kaum: Ganz oben ist eine Zeile für den „Empfänger“ reserviert; dazu kommt, das E-Mail-Adressen ganz strengen formalen Anforderungen unterliegen, Fehlertoleranz ist Computern generell nicht eigen. Darunter steht eine Zeile für einen oder mehrere „Kopieempfänger“. Auch dies ist ein Aspekt der umfassenden Kommunikation: Es ist ein Leichtes, zahlreichen weiteren Empfängern ein und denselben Brief zukommen zu lassen. Wie stark die alten Techniken terminologisch nachwirkten, zeigt sich in dem Ausdruck *Kopie* oder bei englischen Programmen in der Abkürzung *Cc*, die für *carbon copy* steht. Das Datum wird in die Datumzeile darunter automatisch eingetragen. Dieselbe Zeile enthält auch die Möglichkeit, auf eine „Anlage“ (engl. *attachment*) zu verweisen, was in einem ‚Papierbrief‘ ja erst nach dem Brieftext und der Unterschrift des Absenders geschieht. Als eine solche „Anlage“ kann jede Datei geschickt werden, also nicht nur schriftliche Dateien, sondern auch Bilder und Töne, sofern sie digital aufbereitet sind. Hier manifestiert sich die Tatsache, dass heute die elektronische Post, aber nicht nur diese, multimediale Fähigkeiten zur Verfügung stellt und dass diese auch genutzt werden. In der Betreffzeile steht auch das Wort *Betreff*, die erwähnte DIN-Norm hat hier keine Wirkung.

Schließlich kann in einem speziellen ‚Fenster‘ der Brieftext eingegeben werden, wobei hier der Gestaltungsfreiheit viel weniger Grenzen gesetzt sind. Allerdings ist nur eine bestimmte Anzahl von Zeilen vorgesehen; eine unbegrenzte Seitenzahl ist nicht vorgesehen. Die meisten Programme bieten auch noch die Möglichkeit, jedem elektronischen ‚Brief‘ einen ‚Absenderhinweis‘ automatisch hinzu zu fügen.

Noch deutlicher aber sind die stilistischen Unterschiede zwischen eines E-Mail zu einem herkömmlichen Brief. Das beginnt bei der Anrede und endet mit der abschließendes Grußformel.

Als eine besondere Kunstform gilt seit Alters der Liebesbrief, weil hier das Ziel des Briefes und die Gefühle der Brief schreibenden Person geradezu einer soziale und emotionalen Ausnahmesituation entspringen. So schreibt am 8. August 1752 die 24-jährige Meta Moller an ihren Verlobten, den Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (zit. nach Steiner 2003, S. 83): „Kom, Klopstock, komm dass ich dich umarme, dass ich dich recht heiß küße, u dich dann nicht wieder von meinen Lippen u aus meinen Armen laße.“

Die auf Dauer unbequeme Haltung, in der die verliebte Meta mit ihrem Verlobten zeitlebens bleiben möchte, ist ein Signal dafür, dass auch der

Ausdruck der Liebe auf sozialer Konvention beruht und nicht auf tatsächlichem Erleben. Wie dem auch sei, gerade für die Liebeskommunikation hat man schon früh alle möglichen Zeichensysteme eingesetzt, und so verwundert es nicht, dass es bereits im 18. Jahrhundert Schreibgarnituren aus Porzellan in Herzform gab:

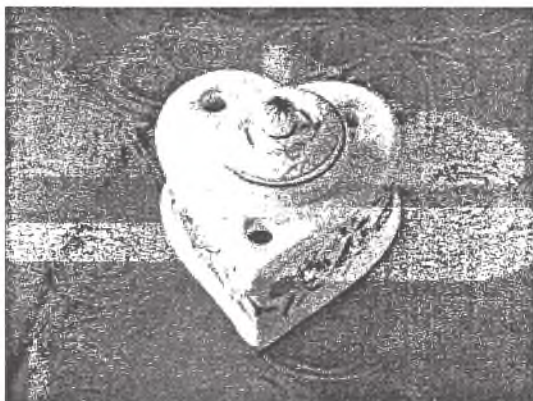


Abbildung 2.

und dass auch der Geruchssinn zusammen mit dem Gesichtssinn eindeutige Botschaften aussenden sollte (aus Ebberfeld 2003, S. 52):



Abbildung 3.

Wir können uns heute nur noch schwer vorstellen, dass junge

Menschen auf eben diese Weise kommunizieren wie seinerzeit Meta Moller, und ich persönlich glaube auch nicht, dass dies überhaupt wünschenswert ist. Ich habe es in der eigenen Familie erlebt, dass gerade in dieser Art der Kommunikation ein weiteres Element der neuen Medien eingesetzt worden ist, das Mobiltelefon, gemeinhin mit dem unenglischen Anglizismus *Handy* benannt. Hiermit wird aus Liebe und für die Liebe ‚gesimst‘; das ist ein Verb, das sich aus dem Akronym *SMS* (*Short Message Service*) gebildet hat. *Short Message Service* bezeichnet zunächst ein Zusatzangebot von Mobilfunkbetreibern, „eine schriftliche Kurznachricht auf dem mobilen Telefon“ (Wörter 2001, S. 218) zu versenden; von der technischen Möglichkeit hat sich dann die Bedeutung im Prozess einer Metonymie auf die Nachricht übertragen. Obwohl nur 160 Zeichen möglich sind, kann alles ausgedrückt werden, was die Liebenden sagen wollen, weil eben auch hier mehrere visuelle Zeichensysteme miteinander kooperieren können (Beispiel aus Roesler 2003, S. 184):



Abbildung 4.

„Die SMS-Botschaft ist die Verkörperung des Instanten“, sie kann nämlich nahezu in dem Augenblick empfangen werden, in dem sie gesendet wird; sie „entspricht damit dem Liebesgefühl“ und ist deshalb „für die Liebeskommunikation besonders geeignet“ (Roesler 2003, S. 185). Die derzeit noch geltende Begrenzung durch die Technik regt die Phantasie und den Spieltrieb der Liebenden und Kommunizierenden an, sowie das früher das Telegramm getan hat (vgl. dazu Schwitalla 2002). Die Begrenzungen werden fallen, die technischen Möglichkeiten der drahtlosen Internetkommunikation weiten sich heute schon deutlich aus und werden in den nächsten Jahren Kommunikationsformen zulassen, die heute noch kaum vorstellbar sind. Auch in diesem Bereich regt sich das Bedürfnis, durch ‚Briefsteller‘ Ratschläge zu geben und Normen zu formulieren; das „SMS-Muster-Buch“ (Ortner 2002, 205) ist gewissermaßen eine neue Textgattung, die eine alte fortführt.

3. Besteht wirklich die Gefahr, dass das Buch seine führende Rolle als kulturelles Medium abgeben muss, und sind die neuen Medien imstande, das Buch als Leitmedium zu ersetzen?

Die dritte Frage kann nur noch durch einige wenige Hinweise beantwortet werden. In der jüngeren und jüngsten Vergangenheit wird oft das Ende des Buchzeitalters voraus gesagt; mit wollüstigem Schauder zitieren wir Marshall McLuhans Prophezeiungen von Ende der „Gutenberg-Galaxie“ (McLuhan 1962), ohne dieses Buch gelesen zu haben, sodass wir gar nicht wissen können, dass es sich hier letztlich um einen überaus innovativen Ansatz handelt. Das Buch ist für uns ein kostbares Kulturgut geworden; zahlreiche Werke der bildenden Kunst aller Jahrhunderte können dies belegen. Das Buch ist ein Zeichen extraordinärer Kultiviertheit, wenn wir kostbare Schränke mit ledergebundenen Klassikerausgaben füllen; zu lesen brauchen wir nichts mehr.

Zwar ist das Buch zunächst nichts anderes als eine spezielle Art, Beschreibstoff zusammen zu fügen: Nach der Definition der Buchkunde ist ein Buch eine „in einem Umschlag oder Einband eine durch Heftung zusammengefaßte, meist größere Anzahl von leeren, beschriebenen oder bedruckten einzelnen Papierblättern oder Lagen bzw. Bogen“ (Hiller 1991, S. 58). Die Erfindung des Johann Gensfleisch genannt Gutenberg aber hat einen Siegeszug eines Mediums initiiert, der für den fleißigen und findigen Mainzer Patrizier weder vorhersehbar noch gar planbar war. Die neue Technik und somit der Medienwandel haben den „Umbau der mündlich organisierten Gesellschaft des deutschen Mittelalters zur ganz anders gegliederten schriftgestützten Gesellschaft der Neuzeit“ (Erben 1989, S. 9) befördert, wenn nicht bewirkt; mit anderen Worten, die gesellschaftliche Kommunikation wandelte sich vom Akustischen zum Optischen. Deshalb spielt beim Buch gerade auch das Äußere eine so große Rolle. Wichtiger noch ist, dass sich das Buch zu dem Medium entwickelt hat, das die meisten Teile unseres Wissens und unserer Kulturgüter überhaupt gespeichert und archiviert hat, sodass wir heute auch von den „Mythen der Buchkultur“ (Giesecke 2002) sprechen.

Im elektronischen Medium wenn diese vereinfachende zusammenfassende Benennung erlaubt ist - sehen oder befürchten viele ein Medium, das das Buch ablöst oder verdrängt, je nach Einstellung zu solch einer Vision. Dennoch lässt sich leicht beobachten, dass weiterhin Bücher in steigender Zahl gedruckt und verkauft werden, dass der bayerische Ministerpräsident den jüngsten Etatentwurf des Bundesfinanzministers als *Buch der Lügen* und nicht als *Homepage der Lügen* bezeichnet.

In der Tat, die Probleme sind ganz anders. Die Elektronik kann das Buch als Medium nicht ersetzen. Wir spüren das auch, wenn wir sagen, dass wir ein Gedicht nicht auf einem Bildschirm lesen wollen, dass wir für

den Fortgang eines Romans die fortschreitende Materialität der papierernen Seiten benötigen, sodass zum visuellen Wahrnehmen der Schrift auch noch das Haptische des Papiergreifens und -ergreifens kommt. Wenn ich in einem Buch etwas nachschlage, wenn ich in einem Buch mein Wissen erweitere und vertiefe, so ist das - die Psychologie kann es bestätigen - ein spezielles Erlebnis, das, zumindest im Augenblick, nicht ersetzbar ist. Und es ist kein Zufall, dass man ja auch schon daran gegangen ist, 'elektronisches Papier' zu kreieren, um auch das Erlebnis des Tastsinns zu simulieren.

Das Problem geht indes tiefer. Es ist, wie dies Neil Postman formuliert hat, „naiv, anzunehmen, dass man etwas, das in einem bestimmten Medium zum Ausdruck gebracht wurde, in einem anderen ausdrücken kann, ohne seine Bedeutung, seine Struktur und seinen Wert erheblich zu verändern“ (Postman 1988, S. 145). Wir müssen also die neuen Medium in ihrem eigenen Wert und mit ihren eigenen Leistungen wahrnehmen. In den neuen Medien geht es nicht mehr um den schlichten ‚Text‘, sondern um den ‚Hypertext‘ (Nachfolgendes nach Wolf 2001). Ein herkömmlicher ‚Text‘ - und ich meine hier nur Realisate geschriebener Sprache, gespeichert im Medium des Buches - ist in irgendeiner Weise materialisiert, das will sagen, dass ein Text eines Beschreibmaterials, heute meistens Papier, bedarf, um sinnlich wahrnehmbar und tradierbar zu werden. Ohne diese Materialisierung ist ein Text nur flüchtig, wenn er geäußert ist, dann kann er zwar nicht mehr zurückgenommen, aber auch nicht festgehalten werden. Ein ‚Hypertext‘ ist ebenfalls nicht materialisiert, gleichwohl ist er auch ein Realisat geschriebener und damit schriftlich konstituierter Sprache. Er existiert nicht auf einem Beschreibstoff, sondern er existiert im virtuellen Raum. Und das heißt, dass ein Hypertext oder Teile von ihm auf einem Rechner in Bytes und Bits gespeichert sind und dass wir einen Hypertext (und wiederum: oder Teile von ihm) auf einen Bildschirm holen, ‚laden‘ können; wenn wir ihn aber ausdrucken, d. h. materialisieren, dann gehen alle speziellen Eigenschaften des Hypertexts verloren, und wir haben nur noch einen Text vor uns. Somit ist der Bildschirm kein Werkzeug zur Materialisierung, sondern nur ein Mittel der Visualisierung.

Wie gesagt, ein ‚Hypertext‘ ist etwas Textähnliches, das im virtuellen Raum existiert. Wenn wir vom ‚virtuellen Raum‘ sprechen, denken wir zuerst an das ‚World Wide Web‘ (www). Dieses World Wide Web ist ein globaler Verbund von Rechnern/Computern; gleichzeitig ist das www nichts Physisches, sondern eine Möglichkeit oder auch ein Angebot, sich als Nutzer, als Kommunikator ‚einzuwählen‘ und in einem Rechner zu ‚landen‘, von dessen Existenz man letztlich nichts weiß und auch nicht zu wissen braucht. Auch in diesem Sinne können wir von einem ‚virtuellen

Raum' sprechen. In diesem virtuellen Raum befinden sich „digitale Medien“, die elektronisch „verwaltet und transportiert“ werden, wobei der Raum „im unsichtbaren innersten binär“ ist und „keine Masse, keine Schwerkraft, keine Ausdehnung“ (Zimmer 2000, S. 203) hat.

Dazu kommt, dass Hypertexte multimedial funktionieren; hier kooperieren mehrere Zeichensysteme miteinander: Zur Sprache treten Bilder, Farben, Bewegungen und auch Töne unterschiedlichster Art, sodass wir mit Michael Giesecke sagen können: „Die monomedial, sprachlich oder mathematisch normierte Darstellung von Wissen wird durch multimediale und assoziative Informationsdarstellungen ergänzt.“ (Giesecke 2002, S. 17). Die „assoziative Informationsdarstellung“ wird durch den Hypertextcharakter ermöglicht, wo ich mich durch ‚Links‘ von einem Stichwort zum nächsten ‚weiter klicken‘ kann, ohne dass ich vorher weiß, bei welchen Text- und Wissensbaustein ich letztendlich das navigierende Schiff ankern lasse.

Schluss

Wenn man einem geplanten Vortrag einen Titel gibt, dessen Frageformulierung provokant wirken soll, dann ist die Antwort eigentlich von vorneherein klar. Offen ist bis zum Schluss des Vortrags letztlich nur das Wie der ohnehin schon bekannten Antwort. Ich habe versucht, drei Fragen aus einem ziemlich komplexen Problembereich auszuwählen und daran einige Überlegungen und Beobachtungen zu knüpfen. Wir wissen, dass eine der ältesten Klagen, die uns überliefert ist, die Kulturverfallsklage ist: Es wird immer alles schlechter; die Generationen nach uns schätzen unsere Werte nicht mehr, lassen das, was uns wichtig, ja heilig ist, verkommen und verfallen, und wir können nichts anderes tun, als uns ein wenig dagegen zu stemmen und dann heroisch abzutreten.

Zu solchen Klagen, zu solchen Befürchtungen und zu irgendwelchen Abwehrhandlungen besteht nicht der geringste Anlass. Wir sollten vielmehr bemüht sein, das Neue zu sehen, seinen Wert zu erkennen und Nutzen aus zahlreichen neuen Möglichkeiten zu ziehen. Die Sprachwissenschaft hat mir das Instrumentarium dazu gegeben, mich der Meinung Professor Nightingales anzuschließen und nicht wie Kollege Bennet in Pessimismus und Depression zu verfallen.

Zitierte Literatur:

1. Crystal, David (2001): Language and the Internet. Cambridge.
 2. Ebberfeld, Ingelore (2003): Die Nase hat schon längst entschieden.
- In: liebe.komm. Botschaften des Herzens. Hg. von Benedikt Burkard.

Frankfurt (Main) (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 17), S. 46-53.

3. Erben, Johannes (1989): Die Entstehung unserer Schriftsprache und der Anteil deutscher Grammatiker am Normierungsprozeß. In: Sprachwissenschaft 14, S. 6-28.

4. Gauron, André (1998): Das digitale Zeitalter. In: Kursbuch Neue Medien. Hg. von Stefan Bollmann. Reinbek (=rororo computer 19881), S. 24-41.

5. Giesecke, Michael (2002): Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft. Frankfurt (Main) (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1543).

6. Graudenz, Karlheinz (1979): Die gute Umgangsform im Beruf, in Gesellschaft und auf Reisen. München.

7. Harris, Marvin (1990): Menschen, wie wir wurden, was wir sind. München (=dtv30530).

8. Hiller, Helmut (1991): Wörterbuch des Buches. 5. Aufl. Frankfurt (Main).

9. Klosa, Annette (1997): Duden. Briefe gut und richtig schreiben! 2. Aufl. Mannheim.

10. Krämer, Walter (2000): Modern Talking auf deutsch. Ein populäres Lexikon. München/Zürich.

11. McLuhan, Marshall (1962): The Gutenberg Galaxy. London/Toronto (dt. Düsseldorf/Wien 1968).

12. Morris, Sue/Ann Schmid (1999): English Elements. Extra Course. München.

13. Nickisch, Reinhard M. G. (1997): Briefsteller. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. 3. Aufl. hg. von Klaus Weimar. Bd. 1. Berlin/New York, S. 257-259.

14. Ortner, Lorelies (2002): SMS-Botschaften: Texttypologie aus der Perspektive der SMS-Ratgeberliteratur. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64, S. 205-235.

15. Postman, Neil (1988): Wir amüsierten uns zu Tode. Frankfurt (Main).

16. Roesler, Alexander (2003): 160 Zeichen Liebe. In: liebe.komm. Botschaften des Herzens. Hg. von Benedikt Burkard. Frankfurt (Main) (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 17), S. 182-189.

17. Schwitalla, Johannes (2002): Kleine Botschaften. Telegramm- und SMS-Texte. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64, S. 33-56.

18. Steiner, Uwe C. (2003): Als Schrift der Liebe Nahrung wurde. In:

liebe.komm. Botschaften des Herzens. Hg. von Benedikt Burkard. Frankfurt (Main) (=Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 17), S. 82-95.

19. VDS 2002: Die VDS Anglizismenliste. PDF-Datei. www.vds-ev.de. 11.06.2002.

20. Wolf, Norbert Richard (2001): (Deutsche) Sprache und neue Medien. In: Mediensprache - Medienkritik. Hg. von Ulrich Breuer/Jarmo Korhonen. Frankfurt (Main) u.a. (=Finnische Beiträge zur Germanistik 4), S. 165-188.

21. Wörter (2001): Wörter, die Geschichte machten. Schlüsselbegriffe des 20. Jahrhunderts. Hg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache. Güterloh/München.

22. Zimmer, Dieter E. (2000): Die Bibliothek der Zukunft. Text und Schrift in den Zeiten des Internet. Hamburg.

Е.Г.Вышкин*

Роль метафор в истории лингвистического знания

Vyshkin E.

Role of metaphors in the development of linguistics

Traditionally linguistics is considered to be a target field for metaphors, but there are linguistic terms that can be regarded as sources. The study of metaphorization processes helps to define the trends in the development of linguistic science.

Одним из необходимых условий развития любой науки является ее авторефлексия, необходимость наблюдения над тем, что происходит в ней самой, выявление разного рода тенденций, систематизация и упорядочение вновь достигаемых знаний. При изучении такого рода внутринаучной регуляции удивительным образом открывается роль метафоры в становлении научной дисциплины. Дж. Лакофф и М. Джонсон называли метафоры “самоисполняющимися пророчествами”, так как благодаря своей способности высвечивать определенные стороны нашего опыта и обеспечивать его связность, “метафоры могут творить для нас

* Е.Г. Вышкин., СамГАСА

© Вышкин Е.Г., 2003.